

ROBERT VITTOZ

Jenseits
DER WÄLDER

starkundmutig

2. Auflage 2022 (CLV)

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung der Brunnen Verlag GmbH. Die Originalausgabe erschien zuerst unter dem Titel *Terres glacées*, die deutschsprachige Ausgabe unter dem Titel *Pionier unter Rothäuten* im Gotthelf-Verlag, Zürich. Die 7. Auflage erschien – unter dem Titel *Jenseits der Wälder* – zuletzt 1999 im Brunnen Verlag, www.brunnen-verlag.de.

© der Lizenz-Ausgabe 2020
by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
www.clv.de

Satz: Anne Caspari, Marienheide
Umschlag: Lucian Binder, Marienheide
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Artikel-Nr. 256393
ISBN 978-3-86699-393-8



INHALTSVERZEICHNIS

DER INDIANER IST VERSCHWUNDEN! _____	8
IM HUNDESCHLITTEN _____	36
MUSTAGAN, DER SCHLITTENFÜHRER _____	58
IM RINDENKANU _____	76
KAHWONABY, DER STEUERMANN _____	88
DIE SPRECHENDE RINDE _____	104
DIE WOLFSHUNDE _____	116
DAS TOTEM _____	144
GLAUBENSKAMPF _____	172
BEI DEN BLUTRÄCHERN _____	196
DER SEEHUND _____	214
DER INDIANER IST GEFUNDEN! _____	238

James Evans schrieb auf seinen Reisen Tagebuch. Dieses wurde leider verbrannt. Ich habe versucht, es zu rekonstruieren, und zwar auf der Grundlage folgender Werke:

L'apôtre du Nord, Biografie, geschrieben vom Missionar Young.

Sur les pistes glacées, über die Reisen des Missionars Young.

Verschiedene Veröffentlichungen der Mährischen Mission.

Von Grönland zum Stillen Ozean, von Knud Rasmussen.

ALASKA

Mackenzie River

GRÖNLAND

KANADA

Hudson Strait

Hudson Bay

Lake Athabasca

Nelson River

Norway House

Saskatchewan River

Lake Winnipeg

Red River

Saint Lawrence River

Quebec

Städte

Seen

Flüsse

Lake Superior

Rice Lake

Ontario Lake

Lake Huron

Erie Lake

USA

300 km



DER INDIANER IST VERSCHWUNDEN!



DIE LICHTUNG

Mein Leben ist bestimmt worden durch ein Erlebnis in meiner Jugendzeit. Wir lebten in Kanada, in Quebec. Es war im Jahr 1811, und ich war zehn Jahre alt. Eines Abends sagte unser Vater:

»Ihr Kinder müsst euch jetzt in Acht nehmen. Im Wald drüben lagert ein Indianerstamm. Sie entführen Kinder. Bleibt in der Nähe des Hauses und macht keine Abstecher auf dem Schulweg.«

Am nächsten Morgen in der Schule redeten wir von nichts anderem als von den Indianern. Unsere Neugier war aufs Höchste gereizt, jeder wollte die Indianer sehen, mit ihnen sprechen, sie berühren. Indianern begegneten wir auf den Straßen Quebecs zwar dauernd, doch sie lebten unter Weißen und waren nicht mehr interessant. Aber ein richtiger Indianerstamm, der im Wald lagerte, das musste wunderbar sein!

Zu Hause erzählten wir, was die Schulkameraden gesagt hatten. Meine Eltern erschraaken, als sie meine kindliche Begeisterung sahen.

»Sei vorsichtig, geh nicht vom Haus weg, sie sind sehr gefährlich. Sie sind schrecklich anzusehen, diese wild lebenden Indianer ... Sie haben schon Kinder entführt.«

In der Tat war ich der Gefahr stärker ausgesetzt als meine Schulkameraden, denn wir wohnten am Stadtrand, nicht weit vom Wald. Die Angst meiner Eltern war also ganz verständlich. Durch ihre ängstlichen Ermahnungen wurde jedoch meine Neugier nicht abgemindert. Im Gegenteil, mein Verlangen, die Indianer zu sehen, wuchs nur noch mehr.

Der Wunsch ging in Erfüllung – schneller, als ich dachte.

16. Juni 1877

Es kam so plötzlich, ich bin so überrascht, dass ich nicht einmal auf den Gedanken komme zu schreien. Eine große bräunliche Gestalt springt in einem Wirbel bunter Federn aus dem Wald hervor, und bevor ich mich versehe, hat mich der Mensch gepackt.

Er läuft in großen Sätzen, er trägt mich, als sei ich nur ein winziges Kaninchen. Habe ich Angst? Kaum. Sicher nimmt er mich ins Lager mit. Meine Neugier, es zu sehen, übertönt meine Angst.

Au! Ein Zweig hat mir die Haut aufgeschrammt.

»Passen Sie doch auf, Herr Indianer!« O weh, und jetzt weine ich, nicht vor Angst, sondern vor Wut. Die Indianer möchte ich schon sehen, aber nicht zerkratzt werden von den Bäumen! Und außerdem sind die Indianer stolz. Ich will auf würdige Art bei ihnen ankommen, auf meinen eigenen Füßen. Ich brülle, ich versuche, mich an den Zweigen festzuhalten.

Um mich zu bändigen, umklammert mich mein Entführer nur noch fester. Meine Beine strampeln wütend hin und her. Ich kriege keine Luft mehr, ich komme mir ganz dumm vor. »Lass mich los, Indianer, setz mich auf die Erde! Ich komme ja mit, aber ich will mit erhobenem Kopf gehen.« Der Indianer gibt nach. Ich bin so überrascht, als ich plötzlich wieder senkrecht auf dem Boden stehe, dass ich mit benommenem Kopf hin- und hertaumele. Halb ärgerlich, halb lachend sieht mich der Indianer an. Er staunt: »Was du für helle Augen hast, Kind.« Mit seinem Lächeln besiegt er meine schlechte Laune. Ich nehme seine Hand, und wir gehen als gute Freunde weiter.

Zwischen den Bäumen erkenne ich jetzt hohe, kegelförmige Hütten, aus deren Spitzen Rauchwölkchen hochsteigen. Wir sind angekommen.

Ich schaue mich nach allen Seiten um. Wundervoll liegt dieses kleine Dorf in der Waldlichtung. Ich höre Rufe. Es ist eine hässliche Sprache, sie tut mir in den Ohren weh. Die Gesichter sind dagegen seltsam ruhig. Trotz der harten Kehllaute umgibt die Hütten eine geheimnisvolle Stille.

Unter einer großen Tanne spielen Kinder, fast nackt. Ich gehe auf sie zu, sie sehen mich einen Augenblick lang an und spielen weiter. Wie wendig sie sind! Einige Jungen haben unter einer Birke ein großes Stück Baumrinde aufgestellt, das wie ein Fuchs aussieht, und üben sich darin, es mit ihren Pfeilen zu durchlöchern. Ihr Geschick erstaunt mich ebenso wie ihre Kraft.

Wieso ist es plötzlich dämmerig? Ich bin so versunken gewesen in die Spiele der Kinder und in das Kommen und Gehen dieser prächtigen Indianer, dass ich ans Heimgehen nicht gedacht habe. Plötzlich überfällt mich die Abendkühle. Der Wald ist schon voller dunkler Schatten. Alle gehen in ihre Hütten. Ich selbst schließe mich ganz selbstverständlich dem Indianer an, der mich hergebracht hat.

Er hebt das große Fell hoch, mit dem sein Wigwam bedeckt ist, und wir gehen hinein. In der Mitte lodert ein großes Feuer, ich setze mich auf einen Haufen trockener Zweige. An den Pfählen, die das Dach tragen, baumeln drei komische moosgefüllte Säcke. Aus dem einen kommt von Zeit zu Zeit ein Klagelaut. Was für ein Tierchen hat man darin wohl einquartiert? Eine der Frauen steht auf und sieht hinein. Ach so, es ist ein Baby.

Die Indianer, die ums Feuer sitzen, streiten. Wie rau sie ist, diese unverständliche Sprache! Sie passt eher zu Wölfen als zu Menschen. Und wie heftig und gewalttätig die Bewegungen beim Reden sind, schneidend wie ein Kriegsbeil! Nur die Gesichter bleiben sonderbarerweise unbewegt. Die zuckenden Lichter des Feuers betonen die ohnehin schon so energischen Züge und malen auf die bronzefarbene Haut fahle rötliche Reflexe. Die Gemüter erhitzen sich immer mehr, die Blicke weisen auf mich. In den funkelnden schwarzen Augen spüre ich Hass. Ich sehe das Aufblitzen von Rachsucht ... Mir wird immer unbehaglicher zumute, ich bekomme Angst. Wohin soll ich fliehen? Ich suche Schutz bei meinem Freund. Ist er überhaupt mein Freund, er, der mich entführt hat? Jedenfalls kenne ich ihn, sogar ganz aus der Nähe. Wir haben im Wald miteinander gerungen, also sind wir Freunde. Er hat seine Hand auf meinen Kopf gelegt, seine langen, sehnigen Finger spielen mit meinen Haaren ... Ich blicke ihn an. Er will den anderen irgendetwas klarmachen. Sein energisches Gesicht verrät Entmutigung. Er führt einen Wortwechsel mit einem alten Mann, der wild und grausam aussieht. Der Alte braust auf, unterstreicht seine Worte mit heftigen Gebärden und befiehlt etwas. Mein Freund verteidigt seine Meinung, aber dann scheint er sich zu beugen. Er tut mir leid, sein Blick ist traurig und bedrückt. Ich sehe zu ihm auf und frage:

»Warum bist du so traurig?«

Über die gewaltige Gestalt mit der Bronzehaut läuft ein leises Zittern. Er neigt sich mir zu, es kommt mir vor, als zittere er vor seinem kleinen Gefangenen.

Jetzt richtet er sich wieder auf, beschließt den Streit mit einem kurzen Satz, hart wie der Spruch eines Richters, und macht mit den Armen eine weite, offene Bewegung ...

Alle verstummen.

Die Glut wird mit Asche zugedeckt. Jeder wickelt sich in eine Decke und legt sich auf die Matte. Ich rücke eng an meinen Freund.

In der Hütte herrscht vollkommene Stille. Alle liegen unbeweglich da und schlafen. Am Rand der Lichtung kläfft ein Fuchs.

Noch immer liege ich wach. Ich denke an meine Mutter ... Aber nur flüchtig. Eine Menge anderer Bilder stürmen auf mich ein. Alle Ereignisse dieses ungewöhnlichen Tages steigen vor mir auf, mit Ungeduld denke ich an morgen und mache Pläne. Ich werde versuchen, mit den Kindern zu sprechen. Ob sie in der großen Hütte hinten Tiere haben?

Mein Freund hat sich bewegt. Unmerklich richtet er sich auf, horcht, wartet ab und schält sich lautlos aus der Decke. Ich sehe seine Augen glänzen. Er legt mir seinen Finger auf den Mund, dass ich schweigen soll. Dann nimmt er mich, hebt mich behutsam auf, steigt über die Beine der Schlafenden hinweg, schiebt das Fell am Eingang vorsichtig zur Seite. Das matte Licht des Mondes erhellt für einen Augenblick den Wigwam. Schon sind wir draußen und im Wald.

»Wohin gehst du?«

Er eilt lautlos voran. Der Wald ist rabenschwarz. Ich habe Angst, mich an den Zweigen zu kratzen, und drücke mich an seine Schulter. Aber der Indianer läuft so sicher, als sei es heller Tag, er tut keinen falschen Tritt, er stößt gegen keinen Stamm. Jetzt schimmert ein Licht. Muss da nicht unser Haus liegen? Meine Eltern haben sicherlich nicht schlafen können, weil sie in Sorge sind. Ja, ihr Fenster steht trotz der späten Nachtstunde offen.

Wir sind da. Der Indianer setzt mich wie etwas leicht Zerbrechliches zu Boden und ruft:

»Bleichgesicht! Hier ist dein Sohn. Ihr hasst uns, ihr verfolgt uns, aber trotzdem habe ich zu mir gesagt: ›Du rächst dich nicht an einem Kind!‹ Ich bringe es dir wieder. Sag ihm, wenn er groß ist, er soll Erbarmen haben mit den Indianern, den immer Gejagten, aus ihren Dörfern Vertriebenen. Leb wohl, Kleiner.«

Mit wenigen Sprüngen erreicht er den Waldrand. Verdutzt rufe ich ihm nach:

»Geh nicht weg!«

Schon hat mich meine Mutter in die Arme geschlossen und küsst mich mit heftiger Freude. Hastig gebe auch ich ihr einen Kuss, dann mache ich mich los:

»Mama, ruf ihn doch zurück, den Indianer!«

Meine Eltern begreifen nicht. Ich erzähle ihnen von meinem Freund. Sie sind bestürzt darüber, dass ich den, der mich entführt hat, wiedersehen möchte.

Da rufe ich selbst in die Nacht hinaus. Als einzige Antwort kommt das Bellen eines Fuchses. Der Indianer ist verschwunden.

Am nächsten Tag spiele ich die ganze Zeit in der Nähe unseres Hauses, den Blick immer auf den Wald gerichtet. Aber der Indianer kommt nicht wieder.

Ich freue mich, bei meinen Eltern zu sein, ja, aber je mehr sie mich mit Zärtlichkeit und Liebe überschütten, desto mehr kommt mir alles langweilig und öde vor: mein lächerliches Spielzeug, unser gut geharkter Garten, selbst der Geruch der Süßigkeiten ... Ich habe Sehnsucht nach der Lichtung, ich will den scharfen Rauchgeruch des Wigwams wieder atmen.

Am Tag danach liegt über dem Wald eine dicke Rauchwolke.
Was kann das bedeuten?

Meine Mutter überwacht mich vom Fenster aus, sie lässt mich nicht aus ihren Augen.

Doch das Ziel aller meiner Träume blieb die Waldlichtung. Ich hatte dort einen Eindruck empfangen, von dem ich nie mehr loskam. Seit dieser Zeit verstand ich auch das Sprichwort der Indianer: »Wer einmal Wasser aus dem Roten Fluss getrunken hat, den wird für immer danach dürsten.«

19. Juni 1877

Dieser Fußpfad – ja, hierher muss er gehen. Und dort der große Baum, sind wir nicht an ihm vorbeigekommen?

Vor mir sehe ich die Lichtung, aber wo sind die Hütten? Alles ist verlassen, die Indianer sind verschwunden!

Der Boden ist mit Asche bedeckt, den Überresten eines großen Brandes. Auf einer kleinen Erhebung neben der alten Tanne entdecke ich ein Zeichen, eine Inschrift. Auf ein großes Stück Baumrinde ist mit weißer Farbe der Kopf eines Rentiers gemalt, ein Rentierkopf mit breitem Geweih.

Traurig gehe ich nach Hause. Werde ich meinen Indianer je im Leben wiedersehen?

Meine Mutter empfängt mich tränenüberströmt. Sie hat in größter Angst geschwebt.

»Was möchtest du denn eigentlich? Hast du es bei uns nicht gut?«

»Doch, Mutter, sehr. Aber ich habe meinen Freund gesucht, den Indianer, der so unglücklich war.«

»Unglücklich? Ein Kindesentführer!«

»Ich wollte ihm nur noch sagen, dass ich ihn gern habe.«

September 1877

Ich habe meinen Freund nicht vergessen. Im Wald habe ich mir einen Wigwam gebaut, klein, aber trotzdem ist genügend Platz, um darin ein Feuer anzumachen. Ich habe mich dort auf die bloße Erde gelegt, und da habe ich ihn wiedergesehen, meinen schönen Indianer mit seinem weichen, stolzen Gang und seinen tiefen schwarzen Augen. Auch den Hass sah ich wieder aufblitzen, und wieder spürte ich das brennende Verlangen, ihm zu sagen, dass wenigstens ich ihn liebe. Oft wandere ich auch zur Lichtung, damit die Erinnerungen in mir wach bleiben.

Juni 1872

Ich mache meinen gewohnten Pilgergang. Wie immer bin ich allein hierher gegangen. Von den Rändern dringt der Wald auf die Lichtung vor, überall schießt schon Gestrüpp hoch. Die Feuerstellen sind noch zu erkennen. Neben dem Hügel mit dem Rentierkopf setze ich mich unter meine große Tanne. Dort leben die Erinnerungen an meinen Tag bei den Indianern am stärksten wieder auf.

10. Mai 1813

Die Schneemassen sind geschmolzen, ich komme wieder auf die Lichtung. Das Wasser hat die Rinde, die der Indianer bemalt hatte, weggeschwemmt. Auch das Zeichen auf dem kleinen Hügel ist verschwunden. Jetzt fehlt mir hier etwas. Mir ist, als sei das Dorf zum zweiten Mal zerstört worden.

Von einem Baum habe ich ein Stück Rinde abgebrochen und mit Kreide einen Rentierkopf darauf gemalt. Dann habe ich das Rindenstück an der gleichen Stelle auf dem Hügel aufgestellt. Jetzt hat die Lichtung, wenn ich mich zurückträume, wieder Leben. Zwischen den Tannen wohnt wieder der Indianerstamm.

In meiner Jugend war es mein sehnlichster Wunsch, Seemann zu werden.

Ich verlebte meine Kindheit am Ufer des Meeres, in Hull in England, wo ich 1801 geboren bin. Das stürmische Lied der Wogen und die Erzählungen der Seeleute umspielten von Anfang an meine Seele. Mein Vater war Schiffskapitän, und ich wünschte mir brennend, in seine Fußstapfen zu treten.

Er selbst und meine Mutter versuchten nach Kräften, mich von meinem leidenschaftlichen Hang zum Meer abzubringen. Sie schilderten mir die Gefahren und die vielfältigen Strapazen des Seefahrerlebens und redeten mir zu, ein anderes, ein sesshafteres Gewerbe zu wählen. Aber alles blieb vergeblich. Ich wollte in die Welt hinaus.

Da griff mein Vater zu einem Gewaltmittel: Er nahm mich als Schiffsjungen mit. Ich war vierzehn Jahre alt. Wir waren inzwischen nach Kanada ausgewandert. Mein Vater ließ mich die unangenehmsten Arbeiten verrichten, er zwang mich zum härtesten Frondienst, er

gab mir die gleiche derbe Kost wie den einfachen Matrosen. Aber meine Reiselust wuchs nur noch mehr.

Die Stürme vermochten mich ebenso wenig zu erschüttern wie die Strapazen. Die gefährlichen Fahrten durch schwimmende Eismassen begeisterten mich. Ich verfolgte alle Arbeiten an Bord mit dem größten Interesse, und meine außerordentlich kräftige Natur ertrug ohne Mühe die Beschwerden dieses Lebens, dessen Rauheit mir sogar gefiel ... Bei der Rückkehr gab mir mein Vater seine Anerkennung und bezeugte, dass ich mich benommen habe wie ein Mann:

»Er hat das Zeug, auf große Fahrt zu gehen.«

»Ja, Vater, nur will ich nicht auf Fische ausgehen, sondern die Indianer will ich suchen.«

DER GRAUSAME WEISSE

Ich musste bis zu meinem 27. Lebensjahr warten. Erst dann konnte ich mich auf die Suche nach den Indianern begeben. Im Jahre 1828 endlich brach ich auf.

Im Kanu fahren wir den Saint Lawrence River hinauf. Unsere Paddel senken sich ins Wasser, das sanfte Schwanken wiegt mich ein.

»Da sind Indianer, ein ganzes Dorf. Vielleicht ist unter ihnen der, den du suchst?«

»Nein, hier ist er nicht.«

»Woher weißt du das?«

»Seht doch nur die unordentlichen Wigwams an, diese Menschen ohne jeden Stolz, diese Indianer, die nur noch jämmerliche Bettler sind. Mit denen da hat mein Indianer nichts gemein!«

Diese armen Indianer wohnen zu nahe bei den Weißen. Sie sind zerrüttet worden durch den Alkohol, sie sind herabgesunken, denn sie verbinden jetzt die Grausamkeit des Wilden mit den Lastern des Kulturmenschen.

»Ich suche richtige Indianer, solche, die noch Stolz und Kraft und Tapferkeit besitzen.«

»Solche gibt es nicht mehr.«

»Doch. Einen zumindest habe ich gesehen.«

»Wie heißt er, dein Indianer?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wo wohnt er?«

»Auch das weiß ich nicht.«

»Welchem Stamm gehört er an?«

»Einem Stamm, der noch wild ist und vor den Weißen floh.«

»Und in welche Richtung?«

»Sie sind westwärts gezogen, das ist alles, was ich weiß.«

»Nach Westen fliehen alle Stämme. Das Land ist riesengroß. Wie kannst du da hoffen, dass du diesen einen Indianer wiederfinden wirst?«

»Ich muss ihn wiedersehen!«

»Hat er dir etwas Wertvolles genommen? Hat er dir vielleicht ein Kind entführt?«

»Nein!«, erwiderte ich empört. »Mein Indianer ist kein Kindesentführer!«

Was treibt mich eigentlich, nach der Spur dieses Indianers zu suchen? Ich könnte es kaum sagen. Seit der Begegnung, die meine Kindheit erschüttert hat, spüre ich, dass ich ihm nachgehen muss. Mein ganzes Leben ist von diesem rätselhaften Drang gezeichnet.

Wir fahren den Fluss hinauf, dann an den Ufern der Great Lakes entlang. Wir durchforschen die Ufergelände, wir dringen zu den Lichtungen im Wald vor, unsere Augen suchen die Hänge der Hügel ab, immer in der Hoffnung, einen Wigwam zu entdecken.

Auf den Lichtungen, die wieder mit Büschen bedeckt sind, finden wir nur noch die Überreste früherer Lager, ein paar geschwärzte Steine früherer Feuerstellen. Wo sind sie geblieben, die freien Indianer?

Sie sind alle geflohen.

»Die Indianer sind durch das Vordringen des weißen Mannes erdrückt worden«, sagt uns ein Trapper an den Ufern des Lake Huron. »Der Kulturmensch ist erbarmungslos, er verfolgt und vernichtet den Eingeborenen, der auf dem Grund und Boden seiner Väter lebt.«

Vor einigen Jahren verlangten die Weißen von einem Stamm der Cheyenne-Indianer, dass sie ihre Plätze verließen und sich nach Westen zurückzogen. Es war mitten im Winter, und es herrschte eine bittere Kälte. 149 Indianer, darunter hundert Frauen und Kinder, baten um Aufschub. Man sperrte sie ins Fort. Um sie zu zwingen, trotz der starken Kälte wegzuziehen, gab man ihnen weder Feuer noch Verpflegung. Am 6. Januar, nachdem sie drei Tage gelitten hatten und die Kinder vor Hunger zu schreien begannen, brachen die Indianer gegen Mitternacht aus und sprangen aus den Fenstern des Forts. Von Hunger gequält und verbittert durch die Ungerechtigkeit der Weißen, beschossen sie die Wachen und flohen auf die schneebedeckte offene Prärie hinaus. Die Wachtposten setzten den Flüchtigen, die durch die Kinder nicht schnell vorwärtskamen, nach und holten sie mühe-los ein. Es kam zu einem Kampf, der sehr schnell zu Ende ging,

weil bei den Indianern nach kurzer Zeit keine Kämpfer mehr vorhanden waren. Nur neun Indianer blieben am Leben, alle mehr oder weniger schwer verwundet.

Deshalb also sind die Lichtungen verlassen. Die verfolgten Indianer leben unter einem ständigen Terror und fliehen. Die Tiere des Waldes wie die Eingeborenen – der weiße Mann jagt alles in die Flucht und vernichtet alles. Die Raubgier weckt die sonst bei ihm zurückgedrängte Grausamkeit, sodass sie hemmungslos hervorschießt. Selbst die Stämme, die Christen geworden sind, entgehen nicht der Niedermetzlung.

Als wir versuchen, die verängstigten Indianer zu beruhigen und ihnen vom Evangelium zu erzählen, erwidern sie uns: »Wenn wir Christen werden, dann wehren wir uns nicht mehr, und ihr könnt uns nur noch leichter niedermetzeln.« Solche Unterstellungen weisen wir entrüstet zurück: So hinterlistig sind wir Weißen nicht! Aber dann rufen uns die Indianer die Tatsachen ins Gedächtnis.

Den folgenden Bericht gibt mir ein Jäger am Erie Lake, er hat ihn von seinem Vater:

Missionare aus Mähren hatten ein christliches Indianerdorf gegründet, doch es wurde zerstört. Sie bauten es weiter westlich wieder auf, aber auch da wurden sie verjagt. Nie konnten sie die mühsam errichteten Stationen für die Dauer eines Menschenalters halten. Ein einzelner Missionar musste mit einem von den Weißen verfolgten Delawarenstamm zwölfmal weiterziehen, jedes Mal war seine Siedlung niedergebrannt worden. Oft wurden nicht nur die christlichen Indianer, sondern auch die Missionare umgebracht. In der ersten Station, die »Gnadenhütten« hieß, wurden an einem einzigen Abend elf Missionare getötet.

Die Reste dieses Stammes, die davongekommen waren, gründeten am Erie Lake ein neues Dorf, das sie wieder »Gnadenhütten« nannten. Aber die Verfolgung ging weiter. Die Missionare, nur noch mit Lumpen bekleidet, wurden eingesperrt und misshandelt.

Die christlichen Indianer wurden weiter nach Westen gejagt, trotz der Winterkälte, ohne Unterkunft, ohne Geld, ohne Nahrung. Das Land war tief verschneit. Man versicherte ihnen, der Kommandant des Forts werde Mitleid mit ihnen haben. Vom Hunger getrieben, kehrten etwa hundert nach »Gnadenhütten« zurück, um ihre Lebensmittel zu holen. Eine bewaffnete Truppe bot ihnen Schutz an. Die Indianer waren misstrauisch, doch man wiegte sie durch falsche Versprechungen in Sicherheit.

Während die Delawaren ihre kümmerliche Habe zusammenpackten, wurden sie von den Soldaten überfallen und in zwei Häusern eingesperrt. Dann wurde ihnen mitgeteilt, dass sie am nächsten Tage alle sterben würden.

Die christlichen Indianer standen erstarrt da, aber beugten sich dem Unabwendbaren. Sie wehrten sich mit keinem Finger. Sie verbrachten die Nacht im Gebet, jeder ermahnte den Bruder zur Treue. Dann sangen sie Choräle. Am Morgen erschienen die weißen Mörder:

»Seid ihr bereit?«

»Wir haben unsere Seelen Gott anbefohlen. Er wird sie aufnehmen.«

Die gräuliche Schlächtereier begann. Männer, Frauen, Kinder, insgesamt 96 Indianer, sanken unter den Axt- und Kolbenhieben zu Boden. Keiner wehrte sich. Nur zwei junge Männer kamen mit dem Leben davon: In einem Kellerraum versteckt, über dem die

Henker ihr grausiges Werk verrichteten, wurden sie durchnässt von dem Blut ihrer Stammesbrüder, dass durch die Bodenbretter tropfte.¹

»Seit dieser Zeit«, schloss der Indianer seinen Bericht, »fürchten wir nichts so sehr wie den weißen Mann. Wir trauen ihm nie. Ein Indianer ist grausam, wenn er einen Feind bekämpft. Aber seine Freunde können sich auf ihn verlassen. Einem Bleichgesicht kann man nie trauen. Wir haben keinen Lebensraum mehr, wir leben mit blutenden Herzen. Für uns gibt es keine Ruhe mehr und keinen Frieden.«

Nun begriff ich, warum die Indianer immer weiter westwärts fliehen und im Land ihrer Väter nur kümmerliche Reste zurücklassen – solche, die durch die Berührung mit den sogenannten Kulturträgern verdorben worden sind.

Ich verstand jetzt auch die Gefühle des Indianers, der mich als Kind entführt hatte. Wie so viele andere seines Volkes, die wie Freiwild gehetzt wurden, musste er vor den verbrecherischen Weißen fliehen. Die Wut des Verfolgten, das Verlangen nach Vergeltung stritt in seinem Innern mit dem menschlichen Erbarmen. Konnte ich ihm seinen Zorn übel nehmen? Im Gegenteil, ich fühlte mich unwiderstehlich zu ihm hingezogen. Ich dachte so wie jenes Kind, dessen Eltern von den empörten Indianern getötet worden waren: »Ich will zu den Indianern gehen und ihnen sagen, dass der Heiland sie liebt und dass ich selbst sie auch liebe!«

¹ Die Schilderung dieser Vorfälle stützt sich auf die Urkunden der Mährischen Mission. Die dargestellte Szene ereignete sich am 8. März 1782. Ähnliche Dinge trugen sich noch während des ganzen 19. Jahrhunderts zu.

AUF DER SUCHE

Die Indianer, die sich nicht gebeugt hatten, waren also nach Westen geflohen. Doch ich konnte ihnen in die Wälder und Prärien nicht folgen, weil ich ihre Sprache noch nicht verstand.

Dieser Umstand zwang mich, mehrere Jahre bei Indianern zu verbringen, die im Einflussraum der Weißen lebten, nördlich des Ontario Lake. Indem ich sie unterrichtete, drang ich in ihre Sprache ein – ein Unterfangen, das so schwierig war, dass es mich zwölf Jahre geduldiger Arbeit kostete. Aus dieser Vorbereitungszeit will ich nur ein paar kurze Erinnerungen wiedergeben.

1828

Ich lasse mich mit Maria, meiner Frau und tapferen Begleiterin, am Rice Lake nieder. Da wir keine andere Behausung finden außer kümmerlichen Wigwams, wohnen wir im Zelt.

Ich baue aus fast unbehauenen Tannenbalken eine Schule. Der Bau hat etwas Vorsintflutliches, auch die Einrichtung ist äußerst primitiv.

Die kleinen Indianer kommen an und wollen lernen. Sie sind ebenso schmutzig wie unwissend. Am meisten beunruhigt die Verkommenheit der Eltern. Ich will gegen dieses Absinken der Indianer ankämpfen.

Weihnachten 1829

Ich habe fünf Schüler. Ich bringe ihnen Englisch und Lesen bei, damit sie das Neue Testament lesen können. Mehr schlecht als

recht versuchen wir, einige Kapitel des Matthäusevangeliums ins Indianische zu übersetzen. Ich gebe den Kindern auch Rechenunterricht und bemühe mich, ihnen verschiedene Handarbeiten beizubringen.

1830

Ich fange an, für meine Schüler einen Gottesdienst abzuhalten. Einige Eltern können Englisch und nehmen jeden Sonntag daran teil.

Frühjahr 1831

Wie arm wir sind! Bruder Young kommt an unserer Hütte vorbei.

»Komm herein, Bruder Young, komm herein und iss mit uns zu Mittag!«

Auch meine Frau lädt ihn freundlich ein:

»Ja, komm herein! Wir haben einen Topf voll Milch und einen Brotlaib. In der Bibel heißt es: ›Sein Brot wird ihm dargereicht, sein Wasser versiegt nie.‹ Und uns geht es noch viel besser, denn wir haben sogar Milch. Viel zu bieten haben wir unseren Freunden nicht, aber wir geben ihnen die ganze Freude unseres Herzens. Ist das nicht trotz allem viel?«

»Über seine Armut lachen und sich freuen über seine Arbeit, das ist ein Mahl, das ich gerne mit euch teile«, erwidert Bruder Young. »Ich habe großen Hunger – auf euer Glück.«

Herbst 1831

Wie reich wir sind, wie wunderbar reich! Wir besitzen einen herrlichen Schatz: eine reizende kleine Tochter, wenige Wochen alt. Mit jedem Tag vertieft sich unsere Bekanntschaft. Neben ihrer Wiege sitzend, pfeife ich ihr Choräle vor, und sie dankt mir mit einem zarten Lächeln. Wir sind zwar von unseren Brüdern getrennt, aber können wir unter unserer Einsamkeit leiden, wenn wir die Freude an unserer kleinen Eugenie ungeteilt für uns haben? Eine ganze Welt ist uns geschenkt worden.

1832

Ich übe allmählich sämtliche Funktionen eines Seelsorgers aus: Im Umkreis von mindestens hundert Kilometern gibt es außer mir keinen Missionar.

Ein bedauernswertes Volk, diese abgesunkenen Indianer! Was für ein Jammer: dem stolzen roten Volk angehört haben und jetzt nur noch arme, vom Laster befallene Bettler sein! Liegt die Schuld bei ihnen selbst? Nein, die großen Schuldigen sind die Weißen. Sie sind als Räuber eingedrungen und haben die angestammten Herren dieses Landes ausgeplündert und verdorben. Wir können den Indianern keinen Vorwurf machen. Wir können diese unglücklichen Menschen nur bemitleiden. Wir versuchen, das empörende Unrecht der Kulturmenschen wenigstens im Kleinen etwas auszugleichen.

Meine Frau ist mir dabei eine große Stütze. Ihr heiteres und liebevolles Wesen wirkt auf diese armen Menschen tröstend. Ansonsten träumen wir von dem großen Tag, an dem wir zu den

echten, den richtigen Indianern kommen, zu denen, die sich ihren stolzen und aufrechten Sinn bewahrt haben. Hier ist alles traurig und enttäuschend.

1834

Unsere Indianer haben mehrere Hütten gebaut. Übertreffend sind ihre baulichen Leistungen zwar nicht, aber gegen ihre Wigwams doch ein ausgesprochener Fortschritt.

Zeitgleich mit dem Evangelium versuchen wir den Indianern auch Festigkeit in ihr äußeres Leben zu bringen. Ich unterweise sie im Gartenbau, meine Frau erklärt ihnen die verschiedenen Handwerke. Wie man spinnst, wie man Leinen webt, haben sie noch nie gesehen. Aus diesen mangelhaften Jägern hoffen wir allmählich Bauern zu machen. Sie haben immerhin schon einige Kühe und machen Butter und Käse.

1835

Ich bemühe mich immer noch sehr, die Sprache zu erlernen. Aber ich mache leider so geringe Fortschritte, dass ich manchmal sehr entmutigt bin.

Am vorigen Sonntag habe ich zum ersten Mal versucht, da mein Dolmetscher nicht da war, auf Indianisch zu predigen, und es ist mir auch gelungen, eine kleine Ansprache zu halten.

1836

Maria möchte unsere Indianer gern singen hören. Ich habe ihnen einige Melodien und die in ihre Sprache übersetzten Worte beigebracht, aber wie soll man weiterkommen ohne Liederbücher?

»Maria, wie viel haben wir in der Schachtel, in der du unsere Ersparnisse verwahrst?«

»Viel ist es nicht. Musst du etwas Nötiges kaufen?«

»Hätten wir so viel, dass wir ein kleines indianisches Gesangsbuch drucken lassen könnten?«

»Mein Lieber, der Gedanke ist zwar herrlich, aber so viel werden wir doch nie bezahlen können!«

»Versuchen könnten wir es schon – zum Beispiel, wenn wir nur die Texte drucken lassen und die Seitenzahl so niedrig halten, dass unsere Mittel reichen würden.«

Ich fuhr nach New York. Meinen Lebensunterhalt verdiente ich mir unterwegs durch Arbeit. Die Übersetzungs- und Druckerarbeiten hielten mich dann länger in New York, als ich erwartet hatte, und auch die Kosten für die Liederbücher überstiegen meine Voranschläge. Um alles bezahlen zu können, musste ich auf der Rückreise Zwischendeck fahren. Ich sparte die Bettkosten und schlief die drei Nächte auf der »weichsten Planke«, die sich finden ließ. Dabei litt ich weniger unter meiner unbequemen Lagerstätte als unter der Unhöflichkeit meiner Zwischendeckgenossen. Einige Fahrgäste aus der ersten oder zweiten Klasse erkannten mich und lächelten herablassend, als sie hörten, dass ich beim Essen keineswegs an ihren Tischen sitzen würde ... Was lag mir schon daran – ich hatte meine frischgedruckten Liederbücher, bald konnten die Indianer singen!

1839

Warum bleiben wir noch immer hier? Bei diesen verkommenen Indianern? Die echten, richtigen Indianer sind in den Westen geflohen. Brechen wir doch auf und suchen sie!

Aber meine Frau ist noch unschlüssig. Ich hatte von meinem Indianer gesprochen, und sie hatte mich verstanden. Und wenn wir allein wären, würde sie sofort mitgehen. Doch sie hat Bedenken wegen unserer kleinen Tochter. Wie können wir sie unter lauter Wilden aufziehen?

Eugenie spielt hinter dem Haus. Ein ungeschickter Wurf lässt ihren Ball bis an den Waldrand rollen. Das Kind wagt nicht, ihn zu holen, denn seine Mutter hat ihm Angst gemacht vor Indianern, die Kinder entführen. Da taucht zwischen den Stämmen ein schlanker Indianer auf und bringt Eugenie den Ball. Er bleibt bei dem kleinen Mädchen stehen und betrachtet es. Maria beobachtet die Szene unruhig. Lange lässt der Indianer seinen Blick auf dem Kind ruhen. Die Feindseligkeit in seinen Augen schwindet, und seine Züge werden weich. Das kindliche Vertrauen rührt ihn, er sagt:

»Warum lassen deine Väter uns mit unseren Kindern nicht in Frieden? Wir haben keine Heimat mehr.«

Maria, der diese Traurigkeit zu Herzen geht, will mit dem Indianer reden. Aber der Indianer weicht zurück, gleitet wieder in den Wald zurück und verschwindet wie ein Schatten.

Erschüttert durch das Leid dieses Wilden und durch den schmerzerfüllten Ausdruck seiner schwarzen Augen, redet meine Frau mir zu, ihm nachzugehen. Ich erkundige mich, erfahre aber nur sehr wenig. Der Indianer sei durchs Dorf gegangen, habe alles

schweigend angesehen, und beim Weggehen habe er gesagt: »Ihr nagt Knochen ab wie Hunde.« Keiner habe ihm zu antworten gewagt, so viel Würde, so viel Kraft lag im Blick und in den Bewegungen des Fremden. Er kam sicher aus dem Westen.

Maria seufzt: »Armes Volk, immer nur verfolgt, gehetzt! James, du hast völlig recht, wir müssen hingehen und ihnen sagen, dass wenigstens wir ihre Not verstehen und sie lieben.«

Ja, wir werden gehen. Um unsere Fahrt zu den Indianern vorzubereiten, fahre ich nach Quebec.

Die Jugenderinnerungen führen mich zu meinem ehemaligen Elternhaus.

Ich folge dem kaum mehr erkennbaren Fußpfad. Hier kommt die Gabelung im Wald, und da liegt die Lichtung. Wie lange ist es her, dass ich zum letzten Mal hierhergekommen bin? Die Büsche haben jungen Bäumen Platz gemacht. Keine Spuren von Feuerstellen sind mehr zu sehen. Geblieben sind nur ein paar schwarzgebrannte Steine, ärmliche Überbleibsel des verlassenen Dorfes. Die riesige Tanne überragt immer noch den umliegenden Wald, in ihrem Schatten zeichnet sich der Hügel ab. Aber was schimmert da? Ein großes Rindenstück steht auf dem Hügel, aufgestellt wie eine Schrifftafel, darauf ist in Weiß ein Rentierkopf mit breitem und verästeltem Geweih gemalt.

Ich zittere. Mein Indianer muss vor Kurzem hier gewesen sein! War er vielleicht der Fremde, den Maria gesehen hat? Mit einem Ruck drehe ich mich um. Sollte er vielleicht noch hier sein, mich beobachten? Niemand ist zu sehen. Ich suche alles ab: nichts. Ich rufe, erst leise, dann mit ganzer Kraft: nichts als Schweigen! Ich bin allein, allein mit den Gestalten der Erinnerung. Aber auch andere, fern von hier, vergessen nicht. Ich muss ihnen beistehen

in ihrer Not, so bald wie möglich. Habe ich es nicht schon viel zu lange aufgeschoben?

Als kostbare Erinnerung nehme ich die geheimnisvolle Rinde mit mir.

Ich besuche das Grab meiner Eltern. In der Mitte leuchten kleine frische Blumen. Ob ich welche mitnehme? Nein, ihr sollt hier auf dem Friedhof bleiben, ihr Boten der Hoffnung, auf den Gräbern unserer Lieben.

Und die Rinde mit der Zeichnung des Indianers, ob sie nicht auch als Ehrung für die Toten gemeint ist? Und du, du hast sie weggenommen – das Bild, mit dem dein Freund die Ahnen seines Stammes ehrte!

Ich kehre noch einmal zur Lichtung zurück. Da ist die große Tanne. Auf dem Hügel lege ich das Rindenstück ehrfürchtig nieder. Ich muss wieder an die Worte denken, die der Indianer meinem Vater zurief: »Sag ihm, wenn er groß ist, er soll Erbarmen mit den Indianern haben!«

Frühjahr 1840

Wir brechen auf. In leichten, gebrechlichen Kanus fahren wir den prachtvollen Saint Lawrence River hinauf und überqueren den Ontario Lake. Auf schmalen, romantischen Wegen zwischen Bäumen und Felsen umgehen wir die Niagarafälle. Unsere indianischen Ruderer tragen die Kanus auf ihren Köpfen. Nachdem das Hindernis überwunden ist, geht es zu Wasser wieder weiter – eine wundervolle, aber endlos lange Fahrt durch die riesigen Seen bis zur letzten Spitze des Lake Superior. Ein Flusslauf bringt uns bis nahe an die Wasserscheide. Hier folgt die bekannte

»Tragestrecke von Savan«, die an einen Passübergang in den Alpen erinnert. Vier Stunden müssen die Kanus getragen werden, dann erreicht man einen kleinen Fluss, der nach Norden fließt. Auf ihm lassen wir uns abwärtsstreifen, umgehen auf Uferpfaden die Stromschnellen und Wasserfälle und erreichen schließlich den Lake Winnipeg. Jenseits davon, am Ufer des Nelson River, der aus der äußersten nördlichen Seespitze austritt, liegt nun unser Ziel: Norway House. Als wir dort ankommen, haben wir in unseren kleinen Kanus in drei Monaten eine Strecke von viertausend Kilometern hinter uns gebracht.

Norway House, eine Gründung der Hudson's Bay Company, ist die Hauptzentrale für den Pelzhandel. Hier enden die Transporte aus dem Westen des Landes, nachdem sie auf den Flüssen Tausende von Kilometern zurückgelegt haben, und von hier starten auch die Sendungen nach England. Für uns ist Norway House das ersehnte Standquartier. Von hier aus soll das Evangelium ausstrahlen in die riesigen, leeren Ebenen Kanadas.

Gleich bei der Ankunft werden wir in Staunen versetzt: Wir erblicken Indianer, echte, die noch wirklich Wilde sind, prachtvoll anzuschauen! Mein Traum wird endlich Wirklichkeit. Auf Schritt und Tritt, bei den Wigwams, an den Ufern der Flüsse, beim Durchstreifen der Waldpfade, überall begegne ich hier hochgewachsenen Indianern mit scharf geschnittenem, energischem Profil und stolzem, federnd leichtem Gang. Jeder bewegt sich wie ein Häuptling. In ihnen atmet noch die ganze stolze Kühnheit ihres Volkes. Die meisten bleiben nur wenige Tage, denn es sind Rudermannschaften, die Pelze von den Rocky Mountains zur Hudson Bay bringen. Man findet unter ihnen Angehörige vieler verschiedener Stämme: Irokesen, bekannt für

ihre Geschicklichkeit, Stoney aus den Bergen, grimmige Chipewa. Draußen in der Ebene, abseits von den anderen, lagern sogar einige Schwarzfußindianer, die wegen ihrer Grausamkeit allgemein gefürchtet werden. Die hiesigen Indianer gehören zu den Cree, die zu der großen Familie der Algonkin-Indianer gehören. Sie sind bekannt für ihre Klugheit und ihre ruhige Art.

Wir lernen schnell, die Kennzeichen und Charaktermerkmale der einzelnen Stämme zu unterscheiden. In der Umgebung von Norway House finden wir an den Flüssen und Lagerplätzen zahlreiche Grabstätten. Jede trägt das Zeichen des betreffenden Stammes. Mit fieberhaftem Eifer suche ich nach dem Rentierzeichen, aber ohne Erfolg.

Allen diesen Indianern verkünde ich die Liebe Gottes, des Großen Geistes. Die Erzählungen der Evangelien über Jesus Christus erwecken in ihnen einen stärkeren Widerhall, als ich zu hoffen gewagt hatte. Die durchreisenden Indianer tragen die große Neuigkeit die Flüsse hinunter: *Ayumeavookemou* – der »Herr der Gebete« – ist gekommen! Was diese gelegentlichen Boten erzählen, erweckt bei den Indianern Neugier. Diese Heiden dürsten nach einer neuen Hoffnung. In den Wigwams und an den Lagerfeuern wiederholt man, was die Jäger berichtet haben: Der Große Geist habe allen seinen Kindern, den roten wie den weißen, ein wunderbares Angebot gemacht.

In Norway House treffen bald Abordnungen der umliegenden Stämme ein. Die Indianer wollen Näheres erfahren. Sie setzen sich im Kreis hin und hören überrascht und voller Begeisterung die wundersamen Geschichten von der Liebe des Großen Geistes. Dann kehren sie zu ihren fernen Lagerplätzen und zu ihren Familien zurück. Sie rufen ihre sämtlichen Angehörigen zu-

sammen, packen ihre ganze Habe ein, Netze, Fallen, Waffen, und kommen in die Nähe der Missionsstation, um hier ihre Zelte aufzuschlagen. So entsteht ein ganzes Zeltdorf.

Die Abgesandten der weiter entfernt wohnenden Stämme bitten uns, dass wir auch in ihre Dörfer das gute Wort des Großen Geistes bringen. Alle diese Indianer bekunden ein großes Verlangen nach Belehrung. Ihre Bitten kommen meinen eigenen Wünschen entgegen. So bald wie möglich werde ich also die nahen und auch die weit entfernten Stämme besuchen. Das zu erforschende Land ist riesengroß, und so werden sich die Fahrten über Tausende von Kilometern erstrecken. Ich werde die gleichen Fortbewegungsmittel benutzen wie die Indianer: im Winter Hundeschlitten und im Sommer Rindenkanus. In den Wäldern und auf den schneebedeckten Ebenen werde ich das gleiche glückliche und freie Leben führen wie die Indianer. Und vielleicht werde ich den Indianer aus meinen Kindertagen wiederfinden!

